

«Was ein Kind mit vier Jahren noch nicht kann, kann es später noch immer lernen»

Brauchen bereits Kleinkinder spezielle Förderung, wie Bildungspolitiker postulieren? Die Antwort der ETH-Intelligenzforscherin Elsbeth Stern fällt differenziert aus. Im Gespräch mit Katharina Fontana plädiert sie für eine gewisse Gelassenheit

Frau Stern, brauchen Kinder zwischen null und vier Jahren spezielle Förderung, damit sie ihr Potenzial später ausschöpfen können?

Kinder in diesem Alter brauchen eine ganz normale Förderung, die in den Alltag eingebettet ist. Zwischen null und vier Jahren entwickelt sich vor allem die Sprachfähigkeit, dazu ist es unbedingt erforderlich, mit den Kindern korrekt zu reden. Man kann mit ihnen Bilderbücher anschauen, die Gegenstände, die sie anfassen, benennen und handlungsbegleitend sprechen: «Jetzt ziehen wir die Schuhe an, jetzt decken wir den Tisch.»

In welcher Umgebung lernen die Kinder das am besten?

Das können sie sehr gut in der eigenen Familie lernen. Der Punkt ist: Wenn die Familie dem Kind keine stimulierende Umgebung bieten kann, dann ist es sicher sinnvoll, ein gutes externes Angebot in Anspruch zu nehmen. Doch aus wissenschaftlicher Sicht lässt sich nicht sagen, dass Kinder in einer Kita oder einer Vorschule generell besser aufgehoben wären als in einem stimulierenden familiären Umfeld.

Ab welchem Alter ist es für Kinder sinnvoll, dass sie zusammen mit anderen unterrichtet werden?

Ab vier Jahren, wobei das keine fixe Grenze ist. Wenn die Eltern das Kind gerne noch ein Jahr länger zu Hause behalten möchten, sollen sie dies tun können. Man sollte das Ganze entspannt angehen. Wenn das Kind mit vier Jahren lesen will, dann soll ihm die Kindergärtnerin dabei helfen. Wenn ein Kind mit fünf Jahren noch nicht lesen will, ist das auch in Ordnung, man sollte allerdings Sprachspiele anbieten. Zwischen dem sechsten und dem siebten Lebensjahr sollte man aber Kindern, die nichts mit Lesen am Hut haben, gezielte Förderung zukommen lassen.

Die schweizerische Unesco-Kommission fordert eine breite und qualitativ hochstehende Bildung von Kleinkindern. Entwicklungsrückstände bei Kindergartenbeginn sind in der Schule oftmals nicht mehr aufzuholen. Welche Rückstände kann ein Kind in diesem Alter nicht mehr aufholen?

Wenn es bei der Einschulung nicht richtig sprechen kann, weil sich die Eltern nicht darum kümmern, oder wenn es nicht weiss, wie man einen Stift in der Hand hält – das sind sicher grosse Defizite.

Und das kann ein Vierjähriger nicht mehr aufholen?

Man kann sogenannte Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben und Rechnen auch später noch lernen, aber das bedeutet zusätzlichen Aufwand durch gezielte Einzelförderung. In der regulären Schulklasse kann das meist nicht mehr geleistet werden, da die Lehrerin sich ja auch um die anderen Kinder der Klasse kümmern muss. Eine Gesellschaft kann nicht im grossen Stil Dinge nachholen, deshalb ist es sinnvoll, dass man früh mit den Grundlagen beginnt.

Aber der Zug ist mit vier Jahren noch nicht abgefahren?

Nein, das ist er nicht. Was ein Kind mit vier Jahren noch nicht kann, kann es später noch immer lernen. Eine Ausnahme sind biologisch vorprogrammierte Dinge wie der Spracherwerb: Wird ein Kind hier extrem vernachlässigt, können die Schäden dauerhaft sein. Es gibt ein sehr trauriges Feldexperiment mit rumänischen Waisenkinder, die in katastrophalen Verhältnissen lebten. Jene Kinder, die früh aus dem Waisenhaus in eine Pflegefamilie kamen, konnten vieles aufholen, kognitiv und sozial. Doch je älter ein Kind war, desto schwieriger wurde es.



Dass man mit Musikunterricht die Intelligenz seines Kindes fördern könne, sei ein Mythos, sagt Elsbeth Stern, Lernforscherin an der ETH in Zürich. SIMON TANNER / NZZ

«Ich kenne einen Psychotherapeuten, der sich darauf spezialisiert hat, überforderte Uni-Studierende zu therapieren. Überforderung macht unglücklich.»

Ist es sinnvoll, wenn Eltern ihre Kinder zweisprachig erziehen?

Wenn die Eltern unterschiedliche Muttersprachen haben, können sie ihre Kinder zweisprachig aufwachsen lassen. Die Zweitsprache lernt man am besten, wenn die Erstsprache noch nicht dominiert. Zweisprachige Familien sind allerdings oft akademisch gebildet, die Kinder gehören intelligenzmässig mit einiger Wahrscheinlichkeit zu den oberen 60 Prozent. Hingegen ist noch nicht ausreichend erforscht, wie sich die Zweisprachigkeit bei Kindern im unteren Intelligenzbereich auswirkt.

Man hat den Eindruck, dass heute schon viele Zwei- oder Dreijährige ein Tablet in den Händen haben. Was halten Sie von elektronischen Spielzeugen?

Es kommt drauf an, was man damit macht und wie lange. Wenn man mit dem Finger oder einem Stift auf einem Tablet zeichnen kann, dann ist das eine feine Sache. Und wenn ein Kind die Tastatur sieht, lernt es auch die Buchstaben. Ich würde diese Dinge nicht verteufeln.

Wie steht es mit Musikunterricht? Kann man damit die Intelligenz seines Kindes fördern?

Das ist ein Mythos. Musik ist ein universelles Kulturgut, und Kinder haben im Allgemeinen ein grosses Bedürfnis danach. Doch die Vorstellung, dass die kognitive Entwicklung spezifisch durch Musik gefördert werden kann, stimmt nicht. Beschäftigt sich ein Kind von sich aus mit Musik, dann hat es möglicherweise ein besonderes musikalisches Talent, das zu fördern sich lohnt.

Hängt es vom Bildungsgrad der Eltern ab, ob ein Kind seine Intelligenz optimal ausschöpfen kann?

Das muss nicht so sein. Kinder aus einer nichtakademischen Familie können sich genauso gut entwickeln wie jene aus einer akademischen. Es ist auch keine Sache des Geldes, denn alles, was Kinder für eine gute kognitive Entwicklung brauchen, etwa Bilderbücher, kann man sich umsonst beschaffen. Das Elternhaus wirkt sich in anderer Hinsicht aus: Akademikereltern fördern ihre Kinder in der Schule stärker. Damit sind diese Kinder gegenüber ihren Klassenkameraden aus niedrigeren sozialen Schichten im Vorteil, selbst wenn sie gleich intelligent sind.

In welchem Verhältnis stehen Schulleistung und Intelligenz? Sind gute Noten ein Abbild der Intelligenz?

Es gibt einen Zusammenhang zwischen Leistung und Intelligenz, aber der ist nicht perfekt. Ist ein Schulkind mittelmässig intelligent, kann es seine Leistung mit kräftiger Unterstützung kurzfristig steigern.

Sie weisen schon seit längerem darauf hin, dass 30 Prozent der Gymnasiasten intelligenzmässig nicht aufs Gymnasium gehören. Bessert sich die Lage?

Nein. In unseren Studien, in denen wir Intelligenztests mitlaufen lassen und Informationen über die soziale Herkunft der Kinder haben, zeigt sich, dass die Herkunft starke Effekte hat.

Zeigt sich der Einfluss der Herkunft vor allem in Zürich, wo viele Eltern speziell ehrgeizig zu sein scheinen?

Die Gymnasialquote von 20 Prozent, welche die Schweiz anstrebt, ist überall ans Limit gekommen. Und es sind die Akademikereltern, die sich auf die begehrten Plätzen stürzen und ihren Kindern ans Gymnasium verhelfen. In Zürich zeigt sich das Problem wegen der überdurchschnittlich vielen Akademiker – und der vielen Deutschen –, die hier wohnen und die ihre Kinder alle am Gymnasium sehen wollen, vielleicht besonders deutlich.

Man kann auch auf dem zweiten Bildungsweg aufsteigen.

Die Datenlage spricht nicht dafür. Die zweiten Bildungswege werden vor allem von Kindern aus Akademikerfamilien besritten, die es beim ersten Mal nicht geschafft haben. Die Idee war, mit solchen Bildungsmöglichkeiten sozialen Ausgleich zu schaffen. Doch dem ist nicht so, wie die Praxis zeigt.

Welche Intelligenz sollte man haben, um ins Gymnasium zu gehen?

Wenn wir bei der angestrebten Maturaquote von 20 Prozent bleiben, dann sollten die besten 20 Prozent hingehen. Bei einem gut normierten Intelligenztest würde das einen Intelligenzquotienten von etwa 112 bedeuten.

Sind die 20 Prozent zu tief?

In meinen Augen nicht. Ich bin nicht dafür, dass jeder an die Universität muss, gerade in der Schweiz, die einem sehr viele Optionen bietet. Man müsste aber sicherstellen, dass die Schüler intelligenzmässig zu den Besten gehören.

Sollten die Gymnasien stärker selektieren?

Man sollte nicht unterschätzen, wie sensibel diese Altersphase für die Kinder ist und wie sehr man ihnen ihr Selbstbewusstsein nehmen kann. Deshalb halte ich es für keine gute Sache, schwächere Gymnasiasten nach der Probezeit auszusortieren.

Was halten Sie von einer Mindestnote in Mathematik, damit Gymnasiastin-

nen und Gymnasiasten die Matura erhalten?

Im Prinzip gut, aber ... leider fehlen in keinem Fach so viele gute Lehrer wie in Mathematik. Hohe Anforderungen an Kinder zu stellen, wenn sie keinen lernwirksamen Unterricht erhalten, finde ich nicht richtig. Ich würde mir wünschen, dass die Kinder nicht schon so früh einen sprachlichen Schwerpunkt wählen könnten. Intelligente Mädchen sind meist gut in Mathe und in Sprache, wählen aber meistens Letzteres. Dann sind sie nicht selten schon mit 13 oder 14 Jahren für einen Mint-Schwerpunkt verloren. Viele denken, dass es für Mathematik eine spezielle Begabung brauche ...

... das hat etwas, mathematisches Verständnis ist bekanntlich nicht jedem gegeben.

Nein, das stimmt so nicht. Wer Mathematiker werden will, für den mag das gelten, doch jeder, der intelligent ist und einen guten Unterricht erhält, kann die Schulmathematik bewältigen. Man ist oft zu nachsichtig gegenüber den Mädchen, die sagen, sie seien mathematisch unbegabt. Bei Jungs würde man stärker insistieren. Geschlechtsstereotype können sich ändern, das zeigen Ergebnisse zum Englischunterricht. Hier sind die Jungs heute genauso gut wie die Mädchen – weil sie sehen, dass sie Englisch überall brauchen.

Was machen die 30 Prozent der Schüler, die nicht ans Gymnasium gehören, später?

Das weiss ich nicht. Dass sie an der ETH überleben, halte ich für ausgeschlossen. Wer hier Mathematik oder Physik studieren will, sollte zu den besten 20 Prozent in der Intelligenz gehören – und dazu natürlich Leistungsbereitschaft mitbringen. Aber das universitäre Angebot ist ja breit, und es gibt zahlreiche andere Studiengänge, wo es auch mit weniger Intelligenz geht. Und wer sich nicht ganz dumm anstellt, bekommt dann auch irgendwann sein Zeugnis – auch weil sich die Standards über die Zeit unmerklich nach unten bewegen.

Wie bringt man Akademikereltern davon ab, den Königsweg im Gymnasium zu sehen?

Ich kenne einige ETH-Kollegen, deren Kinder nicht aufs Gymnasium gehen und die sich schnell damit abgefunden haben. Mir scheint, es ist eher ein Problem der Zugezogenen als der Einheimischen. Vielleicht wird sich das mit der nächsten Generation ändern. Es geht auch darum, was man sich für das eigene Kind wünscht. Ich kenne einen Psychotherapeuten, der sich darauf spezialisiert hat, überforderte Uni-Studierende zu therapieren. Überforderung macht unglücklich. Wenn man zeigen kann, dass man kompetent ist in dem, was man tut – sei das als Handwerker oder als Pflegekraft –, kann das sehr erfüllend sein. Auf diese Leute können wir am Ende vielleicht weniger verzichten als auf überforderte Akademikerinnen und Akademiker.

NZZ | Live

Leistungsgesellschaft – welche Schule braucht der Mensch?

15. September 2022, 18.30 Uhr, NZZ-Foyer, Zürich, und online

Bildung ist für globalisierte Leistungsgesellschaften eine kapitale Ressource. Doch der Exzellenzanspruch setzt die Schulen unter Stress. Wie bewährt sich das duale Bildungssystem der Schweiz?

Tickets unter nzz.ch/live